

HANSER

Carol Oates

# Mit offenen Augen

Die Geschichte von Freaky Green Eyes

Übersetzt aus dem Englischen von Birgitt Kollmann

ISBN-10: 3-446-20605-1

ISBN-13: 978-3-446-20605-2

Weitere Informationen oder Bestellungen unter  
<http://www.hanser.de/978-3-446-20605-2>  
sowie im Buchhandel

Später kam es mir immer vor wie ein Überwechseln. Vielleicht war das, was meine Mutter machte, dasselbe. Überwechseln. Von einem bekannten Umfeld in ein unbekanntes. Von einem Ort, an dem die Menschen dich kennen, an einen anderen, wo die Menschen nur glauben, dass sie dich kennen. So als würde man durch einen wirklichen Fluss schwimmen, einen unberechenbaren, tückischen Fluss, und wenn du es ans andere Ufer schaffst, bist du nicht mehr der Mensch, als der du losgeschwommen bist. Letztes Jahr im Juli fing das bei mir an. Ein paar Wochen nach meinem vierzehnten Geburtstag. Damals zog Freaky Green Eyes in mein Herz ein. Die Sache zwischen meinen Eltern hatte da noch nicht angefangen. Das heißt, vermutlich schon, aber ich hab die Signale noch nicht aufgefangen. Wollte sie nicht auffangen. Auf einer Party hab ich mich mit diesem älteren Jungen eingelassen, eine miese Geschichte, zumindest wäre sie das geworden, wenn Freaky nicht gewesen wäre. Keine Ahnung, wo Freaky auf einmal herkam. Ich hab noch keinem davon erzählt, nicht einmal Twyla, die meine beste Freundin ist und, wie man so sagt, einen mäßigenden Einfluss auf mich hat. Auch Mom hab ich es nie erzählt, obwohl wir uns zu der Zeit noch ziemlich nahe standen. Rückblickend denke ich, ich hätte es ihr sagen sollen. Die Party fand bei irgendwelchen reichen Leuten statt, die ein Haus nördlich der Stadt, am Puget Sound, hatten. Meine Familie (bis auf meinen älteren Bruder Todd) war ein paar Tage zu Besuch bei Nachbarn dieser Leute, die ebenfalls steinreich waren und ein spektakuläres Haus in der Bucht besaßen. Von den Gästen auf der Party kannte ich niemanden, die meisten waren im Collegealter. Ein Mädchen aus meiner Schule in Seattle, der Forrester Academy, hatte mich zusammen mit einem Haufen ihrer Freunde eingeladen, und als wir ankamen, war mir sofort klar, dass ich die Jüngste im Raum war. Peinlich. Mit meiner milchweißen, sommersprossigen Haut und den möhrenroten, krausen, elektrisch aufgeladenen Haaren, die tief im Rücken zu einem beinahe berstenden Pferdeschwanz zusammengebunden waren, mit meinem verängstigten Blick, dem schmalen rosa Tube-Top und Flip-Flops, ungeschminkt, sandte ich eindeutig das Signal aus, die Jüngste zu sein. Die Mädchen, mit denen ich gekommen war, ließen mich in null Komma nichts stehen. [ ... ] Ich musste an meine Mom denken, die sich oft beschwerte, wie stressig es für sie sei, mit Leuten zusammen zu sein, die nur an Dad

interessiert waren, dem stadtbekanntem Reid Pierson. Mom ignorierten diese Leute fast vollständig, sagte sie, und wenn sie doch etwas zu ihr sagten, dann in diesem herablassenden Ton (»Ach ja – und was machen Sie beruflich?«). Mom fühlte sich dann immer, als existierte sie gar nicht, sagte sie, und genauso ging es mir auf der Party, die Situation war mir peinlich, aber gleichzeitig war ich auch aufgereggt und gespannt. Ich schaute mich unter den Leuten um, mit einem etwas albernen kleinen Lächeln, voller Erwartung, voller Vorfreude – so als müsste jeden Moment jemand auf mich zukommen und mich umarmen. Irgendein gut aussehender Typ, ein Senior von der Forrester Academy, der sich durch die Menge drängt und sagt: »Francesca? Hi.« So war es dann doch nicht. Nicht ganz so. Stattdessen machte ich erst einmal ein Bad ausfindig, eines mit weißen, wie Perlen schimmernden Fliesen und einer todschicken Badewanne mit Whirlpool und Messingarmaturen. Dazu mein Gesicht im Spiegel, hektisch rote Wangen und verwirrt/verletzt/stoisch dreinschauende grüne Augen. Es machte mich irgendwie verlegen, mich selbst im Spiegel zu sehen, aber andererseits – wen hatte ich denn erwartet? Es war erst ungefähr ein Jahr her, dass ich meine Tage bekommen hatte (»meine Tage« – was für ein beknackter Ausdruck!). Vorher war ich ein ziemlich jungenhafter Typ gewesen, was ich jetzt war, wusste ich selbst nicht richtig. Ein Mädchen, klar. Aber kein Girlie-Typ. Oder vielleicht doch. Nicht Franky, sondern Francesca Pierson. Und ich kämpfe bloß noch dagegen an. Verweigerung nennt man so was. [ ... ] »Hi.« Frag mich jetzt nicht, wie oder warum: Ein Typ taucht auf einmal aus der Menge auf, stößt mich aus Versehen an und beschließt dann, einen Moment stehen zu bleiben, mich in Augenschein zu nehmen, zu lächeln. Ich grinse zurück wie ein von innen beleuchteter Halloween-Kürbis. Schon pervers, wie meine Nervosität sich schlagartig legt – ich spiele die Rolle eines Mädchens, das überhaupt nicht aufgereggt/ängstlich/zum Platzen angespannt ist. Man könnte meinen, die Party sei eine Szene in einem Film, und ich hätte die Rolle schon ein paar Mal geprobt. [ ... ] Cameron beugt sich zu mir hinunter und küsst mich. Aber das hier ist nicht wie ein erster Kuss, wo alles noch ganz neu ist, sondern wie ein längst begonnener Kuss, hart, fordernd, seine Zunge drängt gegen meine fest zusammengepressten Lippen, alles passiert so schnell. Ich denke: Das

will ich doch, oder: Geküsst werden? Wollte ich das nicht? Ich kann mich nicht mehr erinnern, wo ich bin oder wer Cameron ist. Aber ich weiß, ich muss ihn zurückküssen. Das ist so – man muss zurückküssen. Ich kichere und zittere, und auf einmal überkommt mich ein ganz merkwürdiges Gefühl, so als würden Teile meines Körpers taub. Meine Finger und Zehen werden zu Eis. Panik? Aber ich küsse Cameron zurück; ich will nicht, dass er weiß, wie viel Angst ich habe, wie jung ich bin. Sein Mund ist warm und fleischig, seine Hände wandern über meinen ganzen Körper, hart und erfahren. Einen Moment lang sehe ich meinen Bruder Todd vor mir bei seinem Krafttraining, wie er auf der Matte liegt und Gewichte hebt, oder keuchend und ächzend auf dem Trimmrad, einen öligen Schweißfilm auf dem Gesicht, wenn man ihn in dem Moment anspricht, hört er nichts, so ist er auf seinen Körper konzentriert. Genauso ist es mit Cameron. Mein Körper kann sich nicht entscheiden, ob er gekitzelt wird oder liebkost oder – irgendwas anderes, nicht so Schönes. »C-Cameron? Vielleicht k-können wir –« »Ganz locker, Baby. Du bist so sexy, fantastisch bist du.« Es ist wirklich nicht mein erster Kuss. Aber es ist das erste Mal mit einem älteren, erfahrenen Jungen. Mit jemandem, den ich nicht kenne, der »Baby« zu mir sagt, als hätte er meinen Namen vergessen. Er schiebt die Hand unter mein Top, berührt meine Brüste, aber da bin ich am kitzligsten, ich muss kichern und schnappe nach Luft, und Camerons Kopf glüht, so als wäre er gerannt, und ich denke: Will ich das, ist es das, was ich möchte? Ich versuche mich an das zu erinnern, was ich über sicheren Sex gelernt habe, und denke: Sicherer Sex? Aber ist es das überhaupt – Sex? [ ... ] Cameron drückt mich auf irgendetwas runter. Kein Bett oder Sofa, eher ein Tisch. Irgendetwas Hartes, die Kante schneidet in meinen Oberschenkel. Er nennt mich immer noch Baby, aber jetzt klingt es weniger freundlich. So als würde er ein Tier zu sich locken, dem er wehtun will. Außerdem benimmt er sich wie jemand, der reingelegt worden ist. Als hätte ich ihm einen Streich gespielt. Er nagelt mich mit eiserner Hand fest, den Reißverschluss seiner Hose hat er aufgezogen, keuchend fummelt er herum, zerrt an meinen Shorts, als wäre es ihm egal, ob er sie kaputtmacht, und ich will schreien, aber sein Unterarm drückt gegen meine Kehle. »Verdammt, hör jetzt auf mit dem Spielchen. Du kleine –« Ich winde mich heftig. Versuche zu schreien. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Dann,

plötzlich, weiß ich es. Als hätte jemand ein Streichholz angezündet. Mein Knie kommt hoch, mit aller Kraft. Ich erwische diesen Typ voll im Unterleib, direkt in der Leiste. Er stößt einen erstickten Schrei aus und erschläfft im selben Moment. Ich sage: »Lass mich los! Runter von mir!« Noch liege ich auf dem Rücken, aber ich trete um mich wie wahnsinnig. Es ist, als würde ich quer durchs Becken schwimmen, aber nur mit den Beinen, ich hab kräftige Beine, vom jahrelangen Schwimmen und Laufen. Ich seh vielleicht mager aus, aber ich bin stark, so wie eine Katze stark ist. Camerons Gewicht lastet noch auf mir, aber ich kann mich unter ihm rausschlängeln, ich schlage nach ihm, wo immer ich ihn erwischen kann, haue sogar meine Zähne in ihn – meine Zähne! Das muss ihm Angst gemacht haben. Er stöhnt und flucht, legt sich vorsichtig die Hände zwischen die Beine. Er starrt mich an und sagt: »Du F-Freak! Du solltest deine Augen sehen! Echt freaky– freaky green eyes! Du bist doch gestört!« Wildes Gelächter kommt aus meinem Mund. Es ist, als hätte der Typ auf den Grund meiner Seele geblickt. Ich bin jetzt frei von ihm, renne los. Aus dem Zimmer, den Flur runter, vorbei an Zimmerfarnen und Indianermasken, die an einer Wand hängen, ich bin wie ein wildes Tier, das seinen Weg aus einem Labyrinth sucht, hier ist eine Tür, mit einem Mal bin ich draußen an der frischen Luft, in Sicherheit. Es ist dunkel, neblig, ich kann das Meer in der Bucht riechen und hole tief Luft, immer wieder, so als wäre ich kurz vorm Ertrinken gewesen. Aber jetzt bin ich SICHER. Ich bin eine gute Läuferin, Ich laufe fast so gern, wie ich schwimme. Also jogge ich neben der Uferstraße nach Hause, versuche, mich von den Autos fern zu halten, der Wind bläst mein Haar nach hinten. Die Menschen in den Autos, die an mir vorbeifahren, halten mich vermutlich für eine Verrückte. Aber ich fühle mich so gut. Es ist gar nicht so, wie man vielleicht denken sollte, ich denke nicht: O Gott, um ein Haar wäre ich vergewaltigt worden, stattdessen denke ich, wie glücklich ich bin, wie viel Glück ich gehabt habe. [ ... ] FREAKY GREEN EYES hat er mich genannt. FREAKY GREEN EYES hat mir das Leben gerettet.